

# Transformationen

Thomas Meurer

Hätte unser Tom nicht so gedrängt, wäre ich in diesen Film vermutlich nicht freiwillig hineingegangen: „Transformers“ – eine von Michael Bay im Verleih der Paramount-Pictures realisierte Verfilmung, die auf der gleichnamigen Spielzeugreihe der amerikanischen Firma Hasbro basiert. Diese vertreibt seit 1984 Actionfiguren, die im Grundzustand kleine Spielzeugroboter darstellen, welche sich mit wenigen Handgriffen zu Flugzeugen, Schiffen oder Autos umbauen lassen. Ich hatte es also dem achtjährigen Tom zu verdanken, dass ich fast zwei Stunden zusehen musste, wie sich Autos und Lastwagen zu imposanten Riesenrobotern verwandelten, wie aus Kühlerhauben plötzlich Nasen und aus Stoßstangen Lippen wurden, während Reifen und Kofferraum sich irgendwo am Roboterleib wiederfanden. Faszinierend, wenn man es denn mag: spontane Umformungen, unerwartete Wandlungen, furcht- und ehrfurchteinflößende Formwechsel.



Als Theologe „vorbelastet“ dachte ich natürlich sofort an die „Transsubstantiationslehre“, jener als Dogma formulierten Erklärung des 4. Laterankonzils im Jahr 1215, nach der in jeder Eucharistiefeier Brot und Wein ihre Substanz gleichsam „überschreiten“, also transformieren, während die äußeren Erscheinungsformen unverändert bleiben. So etwas ähnliches geschah auf der Kinoleinwand ja auch: einerseits blieben Lack und Metall, blieben Autoteile erkennbar – und andererseits hatte sich die Ausgangssubstanz doch erheblich verändert.

Der Filmvergleich mag hinken und die Wissenschaftler, die sich intensiver damit beschäftigt haben, mögen es mir nachsehen. Und dennoch: Sowohl im Film „Transformers“ als auch in der nicht unumstrittenen „Transsubstantiationslehre“ geht es eigentlich um eine sehr menschliche und sehr allgemeine Erfahrung.

Ich selbst erfahre das immer dann, wenn ich Menschen begegne, die ich zwanzig Jahre nicht gesehen habe und dann doch „auf Anhieb“, wie

man so sagt, erkenne oder von ihnen erkannt werde. Und dies, obwohl ich inzwischen ein paar Kilos mehr und ein paar Haare weniger habe, mich deutlich verändert und oft selber Mühe habe, mich auf zwanzig Jahre alten Fotos wiederzuerkennen.

Es muss so etwas geben: einen bleibenden, wieder erkennbaren Teil und einen sich wandelnden, verwandelbaren Teil. Genau umgekehrt also wie in jenem auf das Wunder der Eucharistie bezogenen Gedanken der Transsubstantiation: **da bleiben die äußeren Erscheinungsformen gleich und die Substanz verändert sich, während bei mir und den Menschen, die ich lange nicht gesehen habe, sich äußerlich einiges geändert hat und dennoch die Substanz – das also, was den Thomas „erkennbar“ macht – sich offensichtlich nicht gewandelt hat.**

Ein Gedicht von Gottfried Benn begleitet mich seit einigen Jahren. Es heißt „Nur zwei Dinge“ und wurde 1956 veröffentlicht. Darin schreibt Benn: „Durch so viel Formen geschritten / durch Ich und Wir und Du / doch alles blieb erlitten / durch die ewige Frage: wozu?“ –

Auch einer, der sich also mit Wandlungen, mit Transformationen auskennt: durch wie viele Formen ist der Mensch nicht schon nach wenigen Jahren geschritten?

Vom Baby zum Kleinkind, vom Kleinkind zum Heranwachsenden.

Nach Zeiten eines familiären „Wir“ gab es vielleicht eher den Wunsch nach Rückzug und Eigenständigkeit, den Wunsch und die Suche nach „Ich“.

Und dann wieder, als ein erstes „Ich“ gefunden war, das Erproben dieses „Ich“ an einem „Du“, an einem Gegenüber, vielleicht für eine kurze, vielleicht aber auch für eine lange Zeit der Gemeinsamkeit.

„Durch so viele Formen geschritten...“ – das sind wir irgendwie alle; und tun es beständig weiter! Es gehört heute mehr denn je zum Leben, flexibel zu sein.

Der Soziologe Richard Senett spricht nicht umsonst vom „flexiblen Menschen“, einer neuen Spezies in der langen Kette menschlicher Entwicklung, die von einer „mobilen Gesellschaft“ gefordert wird.

Kaum eine Stellenanzeige, die nicht von den Bewerbern „Anpassungsfähigkeit“ und „Flexibilität“ erwartet. Doch Gottfried Benn preist den Formenwandel, den der Mensch durchschreiten muss, alles andere als hoch. Alle Formen bleiben „erlitten“, weil sich hinter jeder geforderten und erbrachten Veränderung die Frage „Wozu?“ erkennen lässt. Flexibilität ist schön und gut – aber wer will sich schon beständig verwandeln und verändern? Selbst Spiderman und Superman sind froh, wenn sie eine zeitlang mal nicht „umschichten“ müssen, wie es Neudeutsch heißt.

Von Karlfried Graf Dürkheim, dem Begründer der sogenannten „Initiatischen Therapie“, habe ich gelernt, dass das Wort „Person“ von „personare“, also von „hindurchklingen“ kommt.

Die Masken, die im antiken Theater getragen wurden, die *personae*, waren buchstäblich vorgehaltene Gesichter, durch welche die Schauspieler ja „hindurchklangen“, also hindurchsprachen.

Dürkheim geht also davon aus, dass jeder Mensch einerseits eine nach außen sichtbare Seite hat, die sich z.B. auch in seinem Nachnamen, seinem sozial anerkannten Namen also, zeigt, zum anderen aber hat jeder Mensch eben auch seinen ganz individuellen Kern, der sich z.B. in seinem Vornamen, seinem Rufnamen also, manifestiert.

Ein Leben lang geht es deshalb darum, wie Dürkheim etwas augenzwinkernd sagen konnte, wie der Karlfried durch den Dürkheim hindurch kommen kann, wie der individuelle Persönlichkeitskern also durch die äußere, wandelbare Hülle nach außen zu dringen vermag.



„Geheimnis des Glaubens!“ ruft der Vorsteher der Eucharistiefeier mir nach der Wandlung zu. Und jedes Mal denke ich: **ja, auch das ist ein Geheimnis des Glaubens, wie ich selber mich immer wieder verändere und verwandele**, alt und älter werde, ja mich bis zur Unkenntlichkeit verändern kann – und doch „wiedererkennbar“ bleibe, weil sich der innerste Kern meiner Person nicht hinter noch so vielen Veränderungen verbergen lässt. So kann man fast sagen, dass in der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Jesu immer auch das Geheimnis des Menschen gleichsam „spiegelverkehrt“ verborgen ist.

Vor diesem Hintergrund ist „Wandlung“ weit mehr als nur eine Station im Rahmen der Eucharistiefeier, bei der die Ministranten das Glöckchen zu läuten haben. Es ist vielmehr das Prinzip – von principium als „mitgehendem Anfang“ – das unser ganzes menschliches Leben bestimmt.



Eigentlich bin ich Tom ganz dankbar, dass er mich in den Film „Transformers“ mitgeschleppt hat. Diese äußerst wandelbaren Roboter haben mich schon fasziniert. Manchmal habe ich gedacht, dass es immer so einfach gehen müsste, die eigene Form zu wandeln. Doch leider stecke ich immer zu sehr in alten Formen fest, habe Angst, mich zu wandeln und traue neuen Formen nicht immer über den Weg. Aber ich übe mich darin, flexibler zu werden. Denn wer zu lange in einem Aggregatzustand rastet, der rostet am Ende – und dies nicht nur als Roboter mit der Fähigkeit zur Formwandlung.

*Dr. Thomas Meurer ist Theologe und Sachbuchautor, Dozent an der PTH Münster und Lehrbeauftragter an verschiedenen Hochschulen.  
Zu den Bildern: Momentaufnahmen des steten Wandels.  
Immer gleich und immer anders – der Himmel, der Mensch, Gott.*